

Walter Übelhart

Walter Übelhart

In Shakespeares Schatten
EIN ROMAN
AUS TRANSYLVANIEN

Maestro Tip Verlag
2017

**CIP (Aufnahme von Neuerscheinungen) –
Beschreibung der Nationalen Rumänischen Bibliothek**

ÜBELHART, WALTER

In Shakespeares Schatten: Ein Roman aus Transsylvanien /
Walter Übelhart. - Fersig : Maestro Tip, 2017

ISBN 978-606-8813-16-5

821.112.2

Buchredaktor: **Walter Übelhart**

Korrektur: **Johannes Paesler**

Computergestützte Bearbeitung: **Cristian-Tudor Covaci, Ada Fonai**

Buchumschlag: **Emanuel Luca, nach einem Aquarell
von Călin Moldovan**

Maestro Tip, Verlag - Fersig, Rumänien

Direktor Mircea Remeșan

ISBN 978-606-8813-16-5

Druck ausgeführt durch Fa. **Maestro Tip SRL**

E-Mail: shakespeare.schatten@gmail.com

[www.facebook.com/ In Shakespeares Schatten](http://www.facebook.com/InShakespearesSchatten)

www.in-umbra-lui-shakespeare.ro

Inhaltsverzeichnis

Prolog.....	7
1. Die Burg des Teufels.....	11
2. Eine tragische Liebe.....	47
3. Die Solomonare - Die Drachenreiter.....	73
4. Der Stein der Weisen.....	103
5. Der Rest ist Schweigen.....	145
6. Etwas Übles kommt des Weges.....	175
7. Zwischen Licht und Schatten.....	209
8. Das Herz der Dunkelheit.....	237
9. Der letzte Verrat.....	267
Epilog.....	289

Prolog

LONDON, 2012

Kalt war es an diesem Septemberabend und die Nebel krochen aus den Gärten die Häuserwände Londons empor, während sich im Inneren bei Tee und Kerzenlicht Behaglichkeit ausbreitete.

Reverend Thomas Kylie, der Vikar der St. Leonard's Kirche, warf einen Blick die dämmrige Straße hinunter, bevor er das schwere schmiedeeiserne Tor verschloss, das die Kirche vor Einbrechern schützte. Die beiden großen Bäume im Vorgarten der Kirche rauschten im Abendwind und zahlreiche Blätter segelten gelb und müde zu Boden. Einen Großteil hatte der Vikar soeben noch höchstpersönlich zu einem Haufen zusammengekehrt, obwohl er wusste, dass am nächsten Tag wieder alle Wege mit den gefährlichen Rutschfallen bedeckt sein würden. Doch für heute Abend waren seine Finger klamm und sein Magen knurrte.

Die beiden Straßen, die High Street und die Hackney Street, waren menschenleer. Rasch schlug er seinen Mantelkragen nach oben und wollte sich auf den Heimweg machen, als ihn ein Geräusch innehalten ließ.

Erst glaubte er, sich getäuscht zu haben, doch dann wiederholte sich der Laut. Er schien aus dem Inneren der Kirche zu kommen.

„Das ist doch unmöglich“, sagte Kylie zu sich selbst und spürte Ärger in sich aufsteigen.

Ob sich schon wieder eine Bande Jugendlicher mit ihm einen Scherz erlaubte? Ungeduldig öffnete er das schmiedeeiserne

Schloss wieder und stürmte auf den Haupteingang zu, der zwischen den vier ionischen Säulen lag. Auch das Haupttor war fest verschlossen, so wie er es zurückgelassen hatte, und Kylie benötigte mehrere Versuche, um den richtigen Schlüssel aus seiner Manteltasche zu zerren und das Tor zu öffnen.

Dunkel lag die Kirche vor ihm, nur der vertraute Geruch nach Kerzen und Weihrauch umfing ihn. Kylie tastete im Dunkeln nach dem zentralen Lichtschalter und stieß sich dabei das Bein an einem Aufsteller. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Schmerzenslaut und lauschte in die Dunkelheit hinein. Wieder vernahm er das Geräusch, es klang wie ein Scharren oder Kratzen auf Stein. Das wäre an sich nichts Ungewöhnliches gewesen, immerhin schätzten auch die Mäuse Londons ein trockenes und halbwegs warmes Zuhause, doch dass es so klang, als käme das Geräusch von unterhalb der Kirche, ließ Kylie innehalten.

„Die Krypta“, rief er und stürmte los, ohne das Licht einzuschalten.

Vor wenigen Monaten hatten Archäologen mit aufwendigen Ausgrabungen unterhalb der Kirche begonnen. Im Zeitalter der Tudors, zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert, waren in dieser Kirche, die in unmittelbarer Nähe zum The Theatre und dem Curtain Theatre stand, viele Schauspieler beerdigt worden, an die sogar ein eigenes Memorial in der Kirche erinnerte. Die Verbindung zum Theater und seinen Darstellern gehörte seit jeher zur St. Leonard's Kirche und war Teil ihrer Identität.

Doch vor einigen Jahren hatte eine Gruppe von Forschern mit der mehr als wahnwitzigen Behauptung die Fachwelt aufgerüttelt, hier, unterhalb des Kirchturms, der Anfang des 18. Jahrhunderts neu errichtet worden war, befände sich auch das bislang als verschollen geltende Grab von William Shakespeare, Londons berühmtem Sohn. Dazu führten sie allerlei fadenscheinige Beweise an, die Vikar Kylie allesamt für an den Haaren herbeigezogen hielt, doch irgendjemand

hatte entschieden, diesen Ideen Glauben zu schenken, und so hatte man vor wenigen Tagen mit den Ausgrabungen begonnen, die die jahrhundertealte Ruhe der Toten störte. Weiter als bis zur Treppe der Krypta war man nicht gekommen, doch vermutlich waren Gerüchte über die Ausgrabungen nach außen gedrungen und selbsternannte Schatzjäger wollten nun ihren Teil an der großen Legende Shakespeares abhaben.



St. Leonard's Kirche - London

Mit ausladenden Schritten umrundete Kylie den großen Altar, hinter dem der Abstieg in die Krypta begann und der nun nur durch das schwache Dämmerlicht beleuchtet war, das durch die Fenster hereinfließ.

Laut rief er: „Das hier ist heiliger Boden, wie könnt ...?“ Weiter kam er nicht.

Eine dunkle Gestalt kam ihm entgegen. Etwas an der Art, wie sie sich bewegte, ließ Kylie das Blut in den Adern gefrieren. Auf eine erschreckende Weise wirkte sie nicht menschlich, beinahe wie ein Schatten, der nur vorübergehend die Gestalt eines festen Körpers angenommen hatte, für den aber die Gesetze der Physik nicht galten. Schreckensbleich stolperte der Reverend und fiel schließlich auf die Knie.

„Wer ist da?“, flüsterte er, die Augen weit aufgerissen.

Weiter kam er nicht.

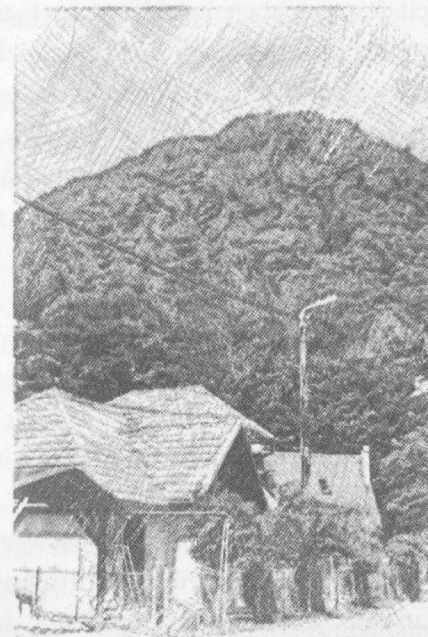
Der Schlag traf ihn direkt oberhalb der Schläfe und ließ ihn benommen zur Seite sacken. Warmes, klebriges Blut rann ihm über das Gesicht, doch verschwommen konnte er beobachten, wie sich die dunkle Gestalt lautlos durch den Kirchengang bewegte und dann verschwand.

* *
*

1. Die Burg des Teufels

BAIA MARE 1597

Finster und abweisend lag der Berg vor Iosif. Auf seiner Spitze zeichneten sich die Zinnen der Burg düster gegen das silberne Licht des Mondes ab. Der Junge zitterte und eine Welle aus Schwäche durchfuhr seinen Körper, ein Gefühl, das ihm mehr als vertraut war.



Die Hügel des Schlosses Lissibona
Grafik nach einem Foto von Ionică Pop

Der Hunger war in den letzten Wochen zu seinem ständigen Begleiter geworden. Der Winter hatte es nicht gut gemeint mit den Menschen in und um Baia Mare. Zuerst war im Sommer eine der größten Goldminen versiegt, dann hatte ein schweres Grubenunglück gleich 27 Männer das Leben gekostet. Unter den Toten war auch sein Bruder Radu gewesen, gerade einmal 18 Jahre alt war er geworden. Dann hatte auch noch ein Hagelsturm im Herbst einen Großteil der Ernte vernichtet, sodass jetzt, im Februar, viele Menschen hungerten. Es waren elende Zeiten.

Seit mehr als siebenzig Jahren tobte der Kampf der ungarischen und österreichischen Fürsten gegen die Türken, die das Großreich Ungarn in der Schlacht bei Mohács im Jahre des Herrn 1526 zerschlagen hatten und seither hohe Steuern von ihm pressten. Das Fürstentum Siebenbürgen, zu dem auch Baia Mare gehörte, hatte man aus einem Teil des zerschlagenen Ungarn geformt, der frühere König von Ungarn war nun nur noch Fürst von Siebenbürgen, das zum ungarischen Reich gehört hatte. Die ungarische Königsfamilie der Szapolyais hatte sich jedoch als schwach erwiesen, sodass die Siebenbürger Stände, die aus dem ungarischen und dem sächsischen Adel und den Szeklern bestanden, die Männer der mächtigen ungarischen Familie Báthory zum Woiwoden, zum obersten Fürsten Siebenbürgens, gewählt hatten.

Zurzeit war Sigismund Báthory an der Macht, doch er war nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt wie sein Vorgänger Stephan. Er hing dem Katholizismus an und hielt sich lieber bei den jesuitischen Brüdern im ebenfalls ihm unterstellten Königreich Polen auf.

Seit dem Tode Stephan Báthorys 1586 war es mit Siebenbürgen nur noch bergab gegangen. Abgeschnitten von den großen Handelswegen Europas war es den Überfällen durch türkische und österreichische Söldner hilflos ausgeliefert. Obgleich es eng mit dem Hause Habsburg verbunden war, holten sich die Soldaten

ihren unbezahlten Sold direkt vom Land, raubten, brandschatzten und plünderten.

Gegen die Herrschaft der Habsburger regte sich immer neu Widerstand, sodass es in den letzten Jahren zu mehreren blutigen Aufständen gekommen war, und zu allem Überfluss stand nun auf Drängen des Papstes ein neuer Feldzug gegen die Türken auf dem Plan, den vor allem die Menschen aus Siebenbürgen mit viel Blut würden zahlen müssen.

Seit Jahrzehnten wurde Baia Mare von Seuchen, Hungersnöten und Plünderungen heimgesucht. Die Entdeckung der Neuen Welt vor rund hundert Jahren hatte die Preise für Gold und Silber gesenkt und so kämpften die einfachen Menschen um ihr Leben.

Doch Iosifs Familie war rumänischer Abkunft. Er und seine Brüder hatten sich als Tagelöhner in den Bergwerken verdungen, wo sie die schwersten und gefährlichsten Tätigkeiten hatten ausführen müssen. Bereits seit Wochen gab es keine Arbeit mehr und er und seine Familie hatten seit Tagen nichts gegessen. Es schnürte ihm die Kehle zu, wenn er an das ausgezehrt Gesicht seiner kleinen Schwester Maria dachte, die bereits so schwach war, dass sie sich kaum noch bewegen konnte. Obwohl es gefährlich und sogar verboten war, waren er und seine Brüder in einigen der eingestürzten Stollen herumgekrochen, in der Hoffnung, dort noch einige Krümel Gold zu finden, die sie zu Geld machen konnten, doch außer wunden Knien und staubgefüllten Lungen hatten ihnen diese Ausflüge nichts gebracht. Auf Unterstützung konnten sie hier, wo fast alle lutherischen Glaubens waren, als Orthodoxe nicht hoffen. Man würde sie eher verhungern lassen, als ihnen ein Almosen zu geben.

Es gab jedoch noch eine letzte Möglichkeit.

Iosif legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf zum Schloss. Da oben, irgendwo hinter den dicken und dunklen

Mauern lag es, das Gold des Minenbesitzers Georg Lissibona, des reichsten Mannes in ganz Siebenbürgen. Vor Jahren war er als Wein- und Tuchhändler aus den Niederlanden gekommen, hatte nach und nach eine Goldmine nach der anderen gepachtet und sich schließlich sogar die Münzmeisterei in Baia Mare einverleibt. Obwohl er ein großes Stadthaus besaß, hielt er sich am liebsten hier oben in seiner Trutzburg auf dem Berg weit abseits von den Straßen auf. Die dicht bewaldeten Berge, die zu den östlichen Ausläufern der Karpaten gehörten, bildeten mit ihren tiefen und unzugänglichen Schluchten eine natürliche Abwehr, und nicht einmal die Zigeuner waren verrückt genug, den Weg nach oben zu wagen.

„Der Teufel wohnt dort“, flüsterte man hinter vorgehaltener Hand.

Jeder wusste, dass es in den Wäldern um die Burg Lissibona spukte. Es hieß, Lissibona sei ein mächtiger Zauberer und Untoter, der sich vom Blut der Lebenden ernährte. Andere behaupteten, er halte sich dort oben ein unheimliches Monster, halb Mensch, halb Raubtier, das nur darauf warte, denjenigen in Stücke zu reißen, der mutig genug war, sich bis zur Burg zu wagen. Immerzu sei das Untier hungrig und bei Vollmond gingen der Meister und sein Biest gemeinsam auf Jagd nach unschuldigen Menschen.

An manchen Tagen war das Wasser des Antocha, des kleinen Flusses, der hier entlang lief, rot verfärbt von all dem Blut, das oben auf der Burg vergossen wurde. Über das Wasser des anderen Flusses, den Borzes, sagte man, es sei giftig.

Seine Großmutter Ana behauptete, Lissibona sei ein strigoi, einer, der von den Toten wiedergekehrt sei, um nun unter den Lebenden sein Unwesen zu treiben. Nur ein Pfahl durchs Herz könne ihn aufhalten.

Iosif fröstelte, und das lag nicht allein an seinen beinahe nackten Füßen, die nur unzureichend von ein paar Lumpen bedeckt wurden, oder an dem mottenzerfressenen Überwurf, den er

sich um die Schulter geschlungen hatte. Dies hier war kein guter Ort, das spürte er mit jeder Faser seines Wesens. Etwas Düsteres, Bedrohliches ging von dem Berg, seinen Wäldern und der Burg aus.

Er sollte nicht hier sein. Doch hatte er eine andere Wahl?

Marias schmales Gesicht mit den hohlen Wangen schob sich wieder in seine Gedanken und er straffte sich. Er hatte keine Angst vor Lissibona. Er würde das Gold des Minenbesitzers finden und der Hunger seiner Familie würde endlich ein Ende haben.

So lautlos er konnte, schlich sich Iosif durch das dichte Unterholz in Zickzacklinien den Berg hinauf. Nur von der Südseite führte ein Weg hinauf, den er allerdings mied und sich stattdessen quer durch den Wald schlug. Im Norden, Westen und Osten war das Schloss von tiefen Schluchten umgeben, in denen schon so mancher neugierige Besucher einen allzu plötzlichen Tod gefunden hatte.

Der Schrei einer Eule nicht weit von ihm ließ ihn zusammenfahren. Klang das nicht ein wenig wie das Wehklagen eines Menschen oder gar eines Geistes? Entschlossen kämpfte er sich weiter vorwärts. Er hoffte nur, dass die Wölfe, die in Höhlen rund um den Berg lebten, heute Nacht eine andere Beute als ihn finden würden. Iosif hatte niemandem gesagt, was er in dieser Nacht vorhatte, er wusste, weder sein Vater noch seine Mutter hätten ihn jemals gehen lassen.

Endlich sah er vor sich die dichten Mauern des Schlosses, die nur an einer Stelle von einem Tor durchbrochen wurden. Es war verschlossen und gleich zwei Wachen standen davor.

Lissibona musste wirklich etwas sehr Wertvolles hier verbergen. Oder verstecken, schoss es Iosif durch den Kopf, doch er verdrängte den Gedanken.

Jetzt war keine Zeit mehr für Zweifel – es galt zu handeln. Wie aber sollte er in das Schloss gelangen? Seine Augen suchten die Mauern ab. In der Dunkelheit konnte er nicht erkennen, ob sie auch

bewacht waren, doch er ging davon aus, dass Lissibona höchstens einen Mann in dem Wachturm abgestellt hatte, der hin und wieder einen Rundgang machte. Genau diesen galt es nun abzuwarten.

Lange stand er in der Kälte, die ihm in den Körper kroch, und mehr als einmal ließ ihn ein Knacken im Unterholz erschrocken zusammenfahren. Schließlich aber nahm er oben auf den Zinnen eine Bewegung wahr und kurz darauf hörte er eine Stimme.

„Das war ein widerlicher Bohneneintopf, den Susanna heute gemacht hat“, sagte der Wachmann auf der Mauer und ließ einen lauten Furz erklingen.

„Sei lieber dankbar, dass du überhaupt etwas zu essen bekommen hast“, riefen die Wachen von unten hinauf.

Der Wachmann brummte etwas und ging weiter.

Jetzt war die Gelegenheit.

Flink wie ein Wiesel löste Iosif die mitgebrachte Strickleiter von seiner Schulter und warf sie über die Zinnen. Geschickt kletterte er die Mauer hoch und sprang mit nur einem Satz über die Brüstung. Aufmerksam sah er sich um. Die Mauer selbst lag im Dunkeln, links von sich konnte er die Wachstube in dem Turm erkennen, unter ihm lag der Hof, der nur von wenigen Fackeln beleuchtet wurde. Iosif atmete tief durch. Woher sollte er wissen, in welche Richtung er gehen musste? Stumm bekreuzigte er sich und wandte sich schließlich nach rechts.

Erst wollte er diese Entscheidung bereuen, kam doch Meter um Meter nur weitere Mauer, dann aber, wie aus dem Nichts, öffnete sich die Wand und gab den Eingang zu einer Wendeltreppe frei, die in das Innere der Burg führte.

Iosif atmete tief durch und schlich auf Zehenspitzen hinunter.

Hier gab es keine Möglichkeit, sich zu verstecken, und er konnte nur hoffen, dass ihm keiner von Lissibonas Männern begegnete. Das Glück war ihm hold. Nach einigen Dutzend Stufen

hatte er das Ende der Treppe erreicht und stand nun in einem schmalen, ebenfalls von rußigen Fackeln beleuchteten Gang, von dessen Ende Stimmen und Gelächter zu hören war. Von der anderen Seite des Ganges schlug ihm ein so köstlicher Bratengeruch entgegen, dass sich sein Magen schmerzlich zusammenzog und eine Pfütze aus Speichel in seinem Mund entstand. Er mahnte sich selbst, sich zusammenzureißen. Er war nicht hier, um sich den Bauch vollzuschlagen. Vorsichtig schlich Iosif den Gang in Richtung der Stimmen hinunter.

Jemand wie Lissibona ließ sein Gold vermutlich nicht weit von seinem eigenen Schlafzimmer aufbewahren. Iosif ging davon aus, dass sich tief in den Eingeweiden der Burg eine oder mehrere Schatzkammern befanden. Die Männer im Bergwerk erzählten sich, dass Lissibona den Schlüssel zu seinen Verstecken stets um den Hals trug. Es war nur möglich, ihn zu erreichen, wenn man Lissibona den Kopf abschlug oder ihn betrunken machte. Eben Letzteres war Teil von Iosifs Plan.

Er hatte beobachtet, dass Lissibona an diesem Abend hohen Besuch bekommen hatte, der Herr von Thurzo hatte sich auf dem Schloss eingefunden. Die Männer würden vermutlich schwer essen und noch mehr Wein trinken und Lissibona würde irgendwann benebelt in den Schlaf sinken. Sein Plan war es, in Lissibonas Schlafgemach zu warten, bis dieser schlief, und dann den Schlüssel an sich zu nehmen.

„Es ist doch ein arges Kreuz mit den Habsburgern“, vernahm er eine dunkle, volle Stimme aus dem Saal, als er sich an die angelehnte Tür heranschlich, aus deren Öffnung ihm die behagliche Wärme eines großen Kaminfeuers entgegenschlug. „Gemeinsam mit den Báthorys spielen sie Bäumchen wechsel dich und das Land versinkt im Chaos“, fuhr die Stimme fort, in der Iosif Georg Thurzo erkannte, den ungarischen Adligen und engen Vertrauten des habsburgerischen Königs Rudolf II., der allzu häufig Baia Mare und Umgebung einen Besuch abstattete.

„Würde ich Euch nicht besser kennen, ich würde denken, Ihr führt aufrührerische Reden“, war nun eine andere Stimme zu erkennen, in deren hoher und fisteliger Tonlage Iosif unverkennbar Georg Lissibona ausmachte, den er schon oft hatte sprechen hören, wenn dieser eines der Bergwerke besuchte, in denen Iosif und die anderen schufteten.

Thurzo lachte schallend. „Was soll denn aufrührerisch daran sein, wenn man ausspricht, was selbst ein Kind erkennen könnte? In diesem Augenblick ist Sigismund Báthory auf dem Weg zurück ins Exil in Schlesien und schmolzt wie ein Weib, wo doch jeder weiß, dass er noch bis Ende des Jahres wieder zurück auf dem Thron sein wird, weil Rudolf II. überhaupt kein Interesse daran hat, sich mit dem Siebenbürger Adel herumzuschlagen.“

Lissibona schnalzte vernehmlich. „Dieses ganze Hin und Her ist schlecht für das Geschäft. Ich muss meine Gold- und Münztransporte doppelt und dreifach sichern, weil sie jederzeit entweder von den Türken oder, noch schlimmer, von ungarischen Söldnern überfallen werden könnten.“

„Seid froh, dass es ist, wie es ist“, gab Thurzo zurück. „Ginge es nach Michael dem Tapferen, wir wären längst Teil der Walachei.“

„Dennoch, seit Generationen beuteln uns der Türkenkrieg und das Gezerre um den ungarischen Thron. Die Staatsgeschäfte liegen darnieder ebenso wie Kunst und Kultur. An diesem Kriege wird Siebenbürgen noch lange zu knabbern haben.“

Eine Weile schwiegen die Männer und das Knistern und Knacken des Kaminfeuers war zu hören.

Iosifs Magen knurrte so laut, dass er fürchtete, die Männer im Saal könnten ihn hören, doch seine Furcht war unbegründet, denn Lissibona nahm das Gespräch wieder auf.

„Ihr habt Euer Lager gewählt, verehrter Thurzo, als Mundschenk des Kaisers seid Ihr dicht am Zentrum der Macht. Was aber soll ich tun, ein einfacher Geschäftsmann aus Siebenbürgen,

noch dazu niederländischer Herkunft? Ich verstehe mich auf das Geschäftemachen, nicht aber auf die Politik. Meine Tochter Agatha ist im heiratsfähigen Alter, doch mit wem soll ich sie vermählen? Mit jemandem aus dem ungarischen Hause Báthory oder lieber aus dem Umfeld König Rudolfs?“

Ein Geräusch ließ Iosif zusammenzucken, und er schaffte es gerade noch, sich in einen von den Fackeln nicht beleuchteten Bereich des Ganges zurückzuziehen, als sich eine Magd aus der Küche mit einer Karaffe Wein näherte und den Saal betrat. Ungeduldig wartete er, bis sie wieder herauskam und in Richtung Küche verschwand.

„Ein katholischer Fürst kann kein protestantisches Land regieren¹“, hörte er gerade Thurzo sagen, als er wieder an der Tür lauschte.

„Ihr erstaunt mich immer wieder, Herr Thurzo“, antwortete Lissibona. „Seid Ihr nicht einer der energischsten Verfechter der Religionsfreiheit?“

„Ich bin ein Mann der Kunst und des Wortes, Mauern und Schranken liegen mir nicht“, antwortete Thurzo. „So wie Ihr ein Mann des Goldes seid, Lissibona.“ Ein Kichern war zu hören.

„Ja, das Gold, manchmal glaube ich fast, es spricht zu mir. Darf ich Euch einige neue Münzen aus meiner Sammlung zeigen? In meinen Diensten steht ein ungewöhnlich geschickter Münzpräger mit großer Fantasie.“

Iosif presste sich noch enger an das Holz der Tür. Jetzt gleich würde er hören können, wo Lissibona seine Schätze aufbewahrte.

„Na, was haben wir denn hier?“

Der Schreck, der ihn durchfuhr, als er die Stimme des Wachmannes hörte, lähmte ihn vollständig. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in das dickliche Gesicht jenes Mannes, den er vorhin noch auf den Zinnen der Burg gesehen hatte.

¹ Es war die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg.